

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 117. Bydgoszcz/Bromberg, 24. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(22. Fortsetzung.)

Er stiefelte schnaubend im Zimmer umher. Die Enge dieses Raumes war für den reichsten Mann der Welt bedrückend.

„Komm", sagte er. „Wir gehen aus."

„Ich will dir erst noch die Knöpfe am Mantel annähen", sagte sie hausfraulich.

Er winkte nachlässig ab. „Laß doch! Hab' ich ja nicht mehr nötig. Zieh dich an, wir wollen ausgehen."

Er setzte sich in einen verstaubten Ohrensessel und sah ihr mit der wohlwollenden Miene eines Paschas zu, während sie sich anzog.

„Hast du Lotte schon von deinem Glück erzählt?" fragte sie.

Er erinnerte sich, daß er Lotte noch zwanzig Mark schuldig war. „Nein", sagte er, „ich komme dich heut abend vom Kino abholen, da werde ich's ihr sagen. Wir werden heute im Schloßhof speisen, meine Liebe. Und wenn es dir recht ist, laden wir auch Lotte ein, meine schwesterliche Freundin, wie du weißt, auf die du niemals eifersüchtig zu sein brauchst."

Molly zog ächzend den Bauch ein, um den Rock zu schließen. „Bei dir piept's wohl, Mensch. Ich und eifersüchtig. Aber Schloßhof kommt gar nicht in Frage. Viel zu teuer. Sonst haste in drei Monaten wieder nischt!"

Es klang ihm nicht angenehm in den Ohren. Daß ein Vermögen von tausend Mark überhaupt zu irgend einer Zeit ein Ende haben könnte, erschien ihm völlig unvorstellbar. Er schlug denn auch ihre Ermahnung in den Wind.

„Natürlich essen wir im Schloßhof und trinken Sekt. Es ist ja schliesslich nur standesgemäß für einen großen Komponisten."

Molly dachte, im Schloßhof essen sei eigentlich ganz schön, und schwieg. Sie trällerte die Melodie „Dein Mund ist so rot", die seit ein paar Tagen im Kino während der Reklamevorführungen gespielt wurde. „Haste ganz nett gemacht", sagte sie.

„Was denn?" fragte er ahnungslos. Er erkannte die Melodie nicht.

„Dein Mund ist so rot", sang sie weiter.

„Ach so", sagte er etwas betreten. Er fand die Melodie schrecklich. „Ich habe das nur aus Spaß hingeschmiert", setzte er entschuldigend hinzu, „ich war damals betrunken. Aber Herr Pfaffe war sehr nett zu mir."

„Wie doof", sagte sie kopfschüttelnd, „jetzt steckt er das ganze Geld ein und du bist neese."

„Ich werde viel mehr Geld haben als Herr Pfaffe", sagte er feierlich. „Ich werde einen Rumba komponieren. Weißt du übrigens, was ein Rumba ist?"

„Natürlich weiß ich es."

„Dann sing mir einen vor."

Molly war ein Mädchen mit vielen Vorzügen, aber singen konnte sie eigentlich nicht. Sie sang ihm einen Rumba vor und Oberthür ahnte sofort, daß er niemals imstande sein würde, einen Rumba zu komponieren. Dieser freundliche Gedanke erhöhte durchaus sein Glücksgefühl. Er war ja so schrecklich reich, daß es direkt unanständig gewesen wäre, weiterhin durch unwürdige Arbeit noch mehr Kapital an sich zu raffen. Er dachte mit etwas Mitleid an Herrn Axel Schmitt.

Es war gewiß nur ein Zufall, daß ihr Weg durch die Kleiststraße führte. Oberthür schwebte über den Wolken. Er drückte Mollys Arm ganz fest an sich, hatte das Hütchen weit zurückgeschoben und sah mit hocherhobenem Haupt leutselig auf die Menschlein herab. Plötzlich standen sie vor dem Schaufenster eines Pelzgeschäftes.

„Det is er", sagte Molly verträumt.

Oberthür drückte die Nase gegen die Scheibe und erblickte einen bräunlichen Pelzmantel mit einem Preisschild, auf dem „Besonders preiswert, 360.—" zu lesen war. Dann sah er auf Molly herab, die ihre getuschten Wimpern zu ihm aufschlug und ein gurrendes Geräusch von sich gab.

Ach, er liebte Molly sehr, und diese Liebe hielt jeder mathematischen Analyse stand. Nachdem er aber mit Beträgen von 360 Mark nicht zu operieren gewohnt war, stellte er sich folgende Gewissensfrage: ob er, bei einem Gesamtvermögen von 1 Reichsmark, bereit wäre, 36 Pfennig für das geliebte Wesen hinzuopfern. Er bejahte mit jubelndem Herzen. Nachdem sich die Liebe nicht prozentual verringern konnte, mußte er auch bei einem Gesamtvermögen von 1000 Reichsmark 360 freudigen Herzens dem geliebten Wesen hinopfern, was er denn auch tat. „Komm", sagte er, und sie betraten den Laden. —

Molly mußte heute schon ab fünf Uhr im Kino arbeiten, und so zog Oberthür allein den Kurfürstendamm hinauf und hinunter, besah sich Schaufenster, pummelige Mädchen und den blauen Himmel. Er trat sich öfters auf den gelösten Schnürsenkel seines linken Schuhs, aber er lehnte es ab, sich zu bücken und seinem Bauch Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er kaufte sich vielmehr eine Schreibmaschine mit Tabulator, was einen tiefen Eindruck auf ihn machte, weil — wie es auf einem großen Plakat im Schaufenster hieß — diese Reiseschreibmaschine die einzige sei, die auch einen Tabulator habe, sonst nur ein Vorrecht der großen Büromaschinen.

Als er mit der Maschine, die in einem reizenden Köfferchen steckte, weiterschlenderte, dachte er flüchtig über etwaige Verwendungsmöglichkeien des einzigartigen Tabulators nach, aber da ihm keine einfielen, tröstete er sich mit einer ganz allgemeinen Genugtuung über die ständige Weiterentwicklung der Technik.

In Anbetracht des fortschreitenden Frühlings kam ihm übrigens die naheliegende Idee, daß es vergnüglich sein müßte, mit einer Kamera umherzuspazieren und nette Dinge zu photographieren. Ja, dieser Gedanke begeisterte ihn fast mehr als der ingeniöse Tabulator. Und von Molly besaß er überhaupt kein Bild. Traf sich alles wundervoll. Er würde sie in der Siegesallee photographieren und hoch oben auf dem Funkturm und am Strand von

Wannsee. Die Bilder müßten natürlich vergrößert und an die Wand gehängt werden und dazu brauchte man auch einen Vergrößerungsapparat. Er kaufte sich eine Kamera für 36 Aufnahmen und einen entsprechenden Vergrößerungsapparat. Die Kamera hängte er sich gleich an einem hellbraunen Lederriemen um den Hals, den Vergrößerungsapparat mit allem Zubehör ließ er an seine Adresse schicken.

Er begann sofort und mit großer Begeisterung zu photographieren, stellte die Schreibmaschine auf das Pflaster und lief, die Kamera vor dem Auge, hinter kleinen Hündchen her, um sie schweifwedelnd auf den Film zu bannen, er knipste vorbeifahrenden Autobusschaffnern in die verdutzten Gesichter und vertrieb sich überhaupt in sehr amüsanter Weise die Zeit, nur entging es seiner Aufmerksamkeit, daß sich in der Kamera kein Film befand.

Er spürte einen heftigen Hunger und dachte freudig bewegt an das Nachtmahl im Schloßhof. Dabei fiel ihm etwas Geniales ein. Er wollte wie ein Gentleman speisen, was insbesondere auf die beiden Mädchen einen imposanten Eindruck machen würde. Er kaufte sich einen Smoking. Er fand, daß ein Smoking immer das äußere Symbol des Arriviertseins war. Der Smoking warf allerdings auf dem Rücken einige Querfalten, und die Hose war vielleicht auch ein wenig zu schmal, aber beides vermochte er nicht festzustellen, einerseits, weil der Verkäufer vergaß, ihn vor den dreiteiligen Spiegel zu stellen, andererseits, weil er über seinen Bauch hinweg den Verlauf der Hosenbeine sowieso nur unzulänglich kontrollieren konnte. Er hatte es plötzlich sehr eilig, denn es ging auf sieben Uhr. Er lief in ein Schuhgeschäft, wo er sich Lackschuhe kaufte, die anzuprobieren er sich jedoch weigerte, was auf den bizarren Zustand seiner Socken zurückzuführen war, dann eilte er schwitzend in ein Geschäft für Herrenartikel, wo er sich mit allem noch Fehlenden ausstattete. Beladen mit Paketen, Schreibmaschine, Kamera, zwängte er sich in eine Taxe und fuhr nach Hause.

Tatsächlich stand er, als die letzte Vorstellung im Luxor-Palast zu Ende war, am hinteren Ausgang, mit nachlässig geöffnetem Mantel, der den Glanz der weißen Hemdbrust, der spiegelnden Smokingrevers und der messerscharfen Bügelfalte unverhüllt aller Welt darbot. Auf dem Kopf trug er wie immer das eigenartige Hütchen und an seinem Mantel fehlten, wie gesagt, zwei Knöpfe.

Lotte hatte bereits durch Molly von dem großen Segen erfahren. Sie freute sich wirklich sehr, drückte ihm froh bewegt die Hand und fuhr mit den Fingern liebevoll über seine Wange, die allerdings recht stoppelig war. Sie bewunderte die Pracht seiner äußeren Erscheinung, worauf er begeistert von dem Vergrößerungsapparat zu erzählen anfing.

„Also wir gehen jetzt in den Schloßhof!" sagte Molly.

Lotte hatte an diesem Abend keine Verabredung, da Leonhard verreist war und zwei oder drei Tage fortbleiben wollte.

Da aber sagte Oberthür beiläufig, sie könnten leider nicht in den Schloßhof gehen, es seien alle Tische besetzt, er hätte dort angerufen.

Das war gewiß merkwürdig, und Lotte wurde sofort mißtrauisch. Sie kannte ihn ja weitaus besser als Molly, sie kannte ihn seit mehr als zwanzig Jahren.

„Dann gehen wir zu Schlosser", sagte sie und sah ihn dabei fest an.

Aber Oberthür fand das Restaurant Schlosser zu groß, und überhaupt — ein nettes kleines Lokal wäre wohl am besten, meinte er. „Ganz intim, weißt du."

Er trat von einem Fuß auf den anderen und vermied es, den beiden Mädchen, die ihn forschend ansahen, in die Gesichter zu blicken.

„Schlag doch etwas vor", sagte Lotte unerbittlich.

Darauf antwortete Oberthür mit einem längeren Vortrag, der etwas stockend und verlegen aus ihm herauskam. Er meinte, es wäre doch schändlich, alte Freunde, die in den Tagen der Not zu einem gestanden hätten, in den Tagen des Wohlstands nicht mehr zu kennen. Was ihn beträfe, er würde seinen alten Freund, den Barackenwirt, niemals vergessen, und wenn er noch so berühmt wäre. Die „Baracke" sei zwar nur eine einfache Bretterbude, um die der Wind pfiff, aber Speisen und Getränke wären ebenso erstklassig wie auch billig. Er schlage daher — schon aus Loyalität zu seinem Freund, dem Barackenwirt — vor, den Abend in der „Baracke" festlich zu begehen.

Daraufhin fragte Lotte ohne Umschweife:

„Wieviel Geld hast du überhaupt noch von den tausend Mark?"

Gerade um diese Frage zu vermeiden, hatte Oberthür eine so lange Rede gehalten. Jetzt gab es keine Ausrede mehr.

Er senkte die Augen und sagte: „Acht Mark" — —

Sie gingen in die Baracke, aßen Buletten mit Senf und Kartoffelsalat und tranken helles Berliner Bier.

Die beiden Mädchen waren ziemlich schweigsam und warfen verdrossene Blicke auf Oberthür, der mit großem Behagen eine Reihe von Buletten verzehrte und durchaus glücklich war. Er freute sich über die bewundernden Blicke, die ihm sein Freund, der Barackenwirt, zuwarf, kniff Molly in die Wange, kleckerte sich etwas Kartoffelsalat auf die Hemdbrust, wischte ihn sich mit dem Ärmel ab und trank viel Bier. Er freute sich auf das Photographieren am nächsten Tag, auf die Schreibmaschine mit dem reizenden Tabulator, er freute sich, daß er in der „Baracke" saß mit einem Vermögen von acht Mark in der Tasche, was in seinem ganzen Leben tatsächlich noch nicht vorgekommen war.

Nur eines beschattete seine Freude: daß er künftig würde arbeiten müssen. Nicht nur, weil er berühmt werden wollte, auch nicht, weil er ein Vorschußsklave des Herrn Axel Schmitt geworden war, sondern einfach, weil er gelernt hatte, den Wert des Geldes zu erkennen.

*

Wenn Lucille Howard später an jenen nebligen Morgen zurückdachte, an dem sie fröstelnd und mit flatterndem Herzen durch die trübseligen, verlassenen Straßen gerannt war auf der fieberhaften Suche nach einem Auto, dann konnte sie sich eines Gefühls des Unbehagens nicht erwehren.

Es war etwa drei Uhr morgens gewesen, als sie aus dem Parterrefenster der Villa in der Kaiserallee auf den feuchten Rasen gesprungen war. Wie ein Dieb — und sie war ein Dieb — war sie über den Kies gelaufen ohne sich umzusehen, war gelaufen, gelaufen . . .

Sie wurde jäh wach, als das Telephon klingelte.

Sie sah nach der Uhr, es war zehn. Das mußte Kilian sein. Er hatte den Diebstahl entdeckt. Sie griff nach dem Hörer. Ein Herr wünsche sie dringend zu sprechen. Lucille sagte, er möge warten, sie sei noch nicht angezogen. Sie war sehr wach und zielbewußt. Sie ließ sich mit Gerald Cobb verbinden. Der hatte soeben gefrühstückt und stand pfeiferauchend am Fenster, etwas gelangweilt, aber zufrieden mit sich und der Welt. Lucille bat ihn, in zehn Minuten herunterzukommen, es sei etwas Wichtiges. Cobb rieb sich die Hände und begann energisch sein Haar zu bürsten.

Inzwischen zog sich Lucille an, versah ihre ein wenig blassen Wangen mit einem künstlichen Hauch rötlicher Frische, machte sich überhaupt sehr sorgfältig zurecht.

Als Cobb grinsend ins Zimmer trat, nahm sie ihn kurzerhand am Ärmel, zog ihn in die kleine Ankleidenische, stellte einen Stuhl hin, auf den sie ihn niederdrückte. Sie verbot ihm zu rauchen, befahl ihm, sich mäuschenstill zu verhalten, und als einzige Antwort auf die Frage des völlig überrumpelten, was dies alles zu bedeuten habe, sagte sie lakonisch, sie brauche vielleicht seine Hilfe. In diesem Fall würde sie ihn rufen. Im übrigen habe er sich still zu verhalten, was auch immer geschehen möge.

Aber Gerald Cobb brauchte nicht einzugreifen. Er saß hinter dem Vorhang, hörte deutsch reden, wovon er kein einziges Wort begriff, hörte schreien und Lucilles schneidendes Gelächter, hörte einen Mann brüllen, flehen und schluchzen, es war alles sehr merkwürdig, aber zu Hilfe brauchte er ihr nicht zu kommen, sie wurde von niemand bedroht, denn mit Kilian war es aus.

Kilian stürmte in das Zimmer, als wären Bluthunde hinter ihm her, schwer keuchend, mit zuckendem Gesicht. Das Haar hing ihm etwas in die Stirn und seine Augen flackerten.

„Sie haben mir das Papier gestohlen!" schrie er.

(Fortsetzung folgt.)

Keine Zeit!

Heiteres von J. H. Rösler.

Wenn Mullmann nicht so entsetzlich beschäftigt gewesen wäre und nicht so gräßlich viel zu tun gehabt hätte, gäbe es sicher längst eine glückliche Frau Mullmann und gar vielleicht gar drei, vier, fünf kleine Mullmännleins. So aber saß der alte Mullmann immer noch ohne Enkel daheim, die er sich von Herzen wünschte, und sein Großvaterstuhl war noch gar kein richtiger Großvaterstuhl geworden, sondern eher ein Sorgenstuhl geblieben.

„Wann heiratest du endlich, Junge?" fragte der Alte eines Tages. — „Keine Zeit, Vater, keine Zeit!"

„Zum Heiraten hat man immer Zeit, Junge."

„Was soll ich machen, Vater?" seufzte Mullmann. „Von früh bis nachts stecke ich im Geschäft. Ich arbeite vierzehn Stunden am Tag. Kaum gönne ich mir Zeit zum Essen und zum Schlafen. Gestern war ich in Berlin, morgen muß ich nach Köln, und während der Bahnfahrt habe ich leider wichtigere Dinge zu tun, als mich nach einer Frau umzusehen."

„Und hat sich noch nie eine Frau nach dir um umgesehen, Junge?"

Mullmann machte eine abwehrende Handbewegung. „Wozu die alte Geschichte, Vater? Ich hätte damals Anneliese heiraten sollen, aber da kam das große Geschäft mit Hamburg. Ich reiste ab — später haben wir uns nur selten gesehen. Wann hatte ich auch einmal eine Stunde Zeit für mich, ihr zu sagen, daß ich sie liebe?"

„Muß dir dein alter Vater helfen?"

„Zeit, Vater, kannst auch du mir nicht schenken!"

Der Alte lächelte: „Väter vermögen viel, mein Sohn."

„Du fährst morgen nach Köln?" fragte der Alte am Abend. Der Sohn nickte.

„Ja, mit dem Achtuhrzug. Erst wollte ich gegen neun fahren, aber so bin ich eine Stunde früher da, und Zeit ist Geld."

„Also um acht?" — „Ja, Vater."

„Dann kannst du mein Wort einlösen, was ich einem guten Freund gegeben habe." — „Gern."

„Er reist morgen früh um acht nach Wien, fahr' mit dem Wagen bei ihm vorbei und bring ihn zur Bahn!"

„Wer ist der gute Freund, Vater?"

Der Alte sagte langsam: „Anneliese heißt er."

*

Als Mullmann am nächsten Morgen vor Annelieses Wohnung vorfuhr, stand sie schon mit dem Koffer vor dem Hause.

„Hallo! Hans!" rief sie vergnügt.

„Tag, Anneliese! Steig schnell ein!"

„So eilig?" — „Keine Zeit! Wir verpassen sonst den Zug!"

Der Wagen raste davon. Es fehlten noch zehn Minuten bis zur Abfahrt. Sie würden es leicht schaffen, wenn nicht — aber da war auch schon dieses große Wenn. Ein breiter Möbelwagen versperrte die Straße. Er hatte zu wenden versucht, und konnte jetzt weder vorwärts noch zurück.

Mullmann riß das Auto herum, fuhr eine große Strecke zurück und bog in den zweiten Weg ein, der zum Bahnhof führte. Aber auch hier tauchte ein Hindernis auf. Zwei Taxis waren offensichtlich ineinander gefahren, die Lenker hatten ihre Wagen verlassen und tauschten jetzt unter lebhafter Anteilnahme des Publikums Höflichkeiten aus. Mullmanns Signale gingen in dem Zorn der Stimmen unter. An ein Vorbeikommen war nicht zu denken. Noch gab es einen dritten Weg zum Bahnhof, einen kleinen Feldweg mit Pflastersteinen. Aber — als ob alles verhext gewesen wäre! — hier saß ein alter Mann mitten auf der Straße und hatte gerade begonnen, die Steine aufzureißen. Gutmütig schaute er unter seiner dunklen Brille hervor und füllte zwar langsam, aber bereitwillig die bereits herausgenommenen Steine wieder ein, so daß der Wagen weiterfahren konnte.

Als Mullmann und Anneliese auf dem Bahnhof ankamen, fuhren beide Züge gerade aus der Halle.

„Was nun?" fragte Mullmann verärgert.

Anneliese nahm seine Hand: „Wir haben eine Stunde Zeit für uns", sagte sie.

*

Es war noch nicht neun Uhr, als der Fernsprecher läutete. Der alte Mullmann nahm ein wenig aufgeregt den Hörer ab.

„Ja?" — „Vater, ich bin es!"

„Hans?" — Ja, Vater, ich wollte dir nur etwas sehr Schönes sagen."

„Etwas Schönes?" — „Ich habe mich soeben mit Anneliese verlobt. Du brauchst mir also nicht zu helfen, Vater!"

Als der Alte mit strahlendem Gesicht den Hörer wieder auflegte, ging er zum Schreibtisch, nahm sein Scheckbuch heraus und schrieb drei Schecks aus. Einen für den Fahrer des Möbelwagens, der so schlecht wenden konnte, zwei für die Taxichauffeure, die sich mit Grobheiten bewarfen. Dem alten Mann aber, der die Pflastersteine aus der Straße löste, brauchte er keinen Scheck auszuschreiben. Denn wer zahlt an sich selbst? Und so faltete er das Scheckbuch wieder zusammen, nahm das Bild seines Jungen aus der Lade und sagte leise: „Väter vermögen viel, mein Sohn. Auch Zeit können sie euch schenken!"

Straßenbau.

Stumm droht der Fels. Ein Funke flirrt.
Ein Schlag! Des Tages Schein
Verhüllt der Staub. Es kracht und klirrt —
Frei liegt der Weg im Stein.

Tief gähnt die Schlucht. Das Wasser braust:
Will sehen, wer mich zwingt!
Da hämmert's schon und zischt und saust —
Die Brückenbogen schwingt.

Die Männer wuchten bis ans Meer.
Am Ziel! Das Auge lacht.
Der erste Wagen stürmt daher —
Geschlagen ist die Schlacht.

Georg Funke.

Der Kußhandel.

Anekdote von **H. W. Bürkmayer.**

„Kommt nur herein!" beantwortete Meister Enhard, der Bacharacher Goldschmied, das Klopfen an seiner Werkstattür. „Ah — du bist's, Emilio!" rief er freudig, als die Tür aufging und ein junger Mann in hochrotem Wams hereintrat. „So früh schon? Hast du etwas Wichtiges?"

„Wie man's nimmt. Man könnte es sogar etwas Geschäftliches nennen." Der junge Mensch lachte verschmitzt und setzte sich dem Meister auf einem geschnitzten Schemel gegenüber.

„Du bringst den Auftrag vom Domkapitel in Mainz?"

„Das gerade nicht. Die Herren lassen sich Zeit. Es ist etwas anderes. Es handelt sich um die goldene Kette, die du beim letzten Innungstreffen ausgestellt hattest. Die schöne Frau Ruth, du weißt ja, die Frau des Weinschenks am Markt, möchte sie gerne besitzen."

Meister Enhard, der gerade an einem Goldfaden mit einer winzigen Zange herumhantierte, unterbrach seine Arbeit. „Sie will sie kaufen?" Großes Erstaunen lag in der Frage.

„Kaufen, ja. Aber nicht mit Dukaten." Der junge Emilio lachte jetzt übers ganze Gesicht.

Der Goldschmied bastelte schon wieder an seinem Goldfaden. „So, so, nicht mit Dukaten! Dann soll ich wohl von ihr dafür für Lebzeiten von ihrem Wein geliefert bekommen? Du weißt, ich trinke nur den Saft der Moselreben."

Emilio wurde ernsthaft. „Allen Scherz beiseite. Ich muß dir schon genau berichten. Wie du weißt, komme ich oft zu der schönen Ruth. Gestern abend nun machte sie mir Andeutungen, sie hätte wohl bemerkt, daß du sie immer mit verliebten Augen betrachtest, auch daß du auf dem Mainzer Narrenfest etwas — hm — ungebührlich mit ihr getanzt hättest . . ."

Enhard brauste auf. „Das ist doch . . .!"

Der Junge beschwichtigte. „Laß nur! Sie sagte jedenfalls ungebührlich. Item — das wären alles Anzeichen für sie und sie wäre nicht abgeneigt, dir entgegenzukommen, wenn . . ."

„Wenn?"

„Wenn sie dafür in den Besitz deines neuesten Meisterwerkes, eben der Goldkette, gelangen würde."

„Das sagte die sittsame Wirtin?"

„Sagte sie. Wort für Wort."

„Und — in welcher Weise will sie mir entgegenkommen?"

„Es wäre einfach. Du gibst ihr die Kette und sie dafür dir einen — Kuß."

„Einen einzigen, harmlosen Kuß?"

„Das zu beurteilen überlasse ich dir. Jedenfalls sagte sie noch, daß du dir den Kuß bei ihr im Haus holen darfst, am besten morgen, wenn ihr Mann zum Weineinkauf über Land fährt."

Der Goldschmied kam ins Sinnieren. Diese Frau Ruth! — es stimmte schon, sie saß mächtig in seinen Gedanken. Einmal wegen ihrer prächtigen Gestalt, zum andern wegen ihrer lieben Stimme — ach, es gab so viel, was ihn diese Frau begehrenswert erscheinen ließ. Aber die Goldkette? Ein hoher Preis! Und doch wieder nicht — was war schließlich alles tote Metall, und wäre es noch so prächtig gefaßt, gegen blühendes Leben! —

Meister Enhard machte den Tausch. Die schöne Frau Ruth hielt ihr Wort. Aber er sah die Gier in ihren Augen, als sie ihm die Goldkette fast aus der Hand riß und in der untersten Lade ihrer Kleiderkommode versteckte.

Der Gedanke an diesen Augenblick ließ Meister Enhard nicht mehr froh werden. Er bereute sogar den Tausch und trauerte seiner Kette nach.

Sein Diener Bertram bemerkte die Niedergeschlagenheit wohl. Er drang in seinen Herrn, ihm den Grund zu sagen.

Nach Tagen gestand dann der Meister dem Diener seinen Verdruß. Doch dieser nahm die Klage fröhlich auf. „Ist's nur dies, Herr, dann weiß ich Rat. Seid versichert — morgen schon habt Ihr Eure Kette wieder."

Noch am selben Abend ging Bertram zum „Goldenen Eck" des Weinwirts Haus. Er wählte die Stunde, wo er wußte, daß die beiden Ehegatten bei der Abendmahlzeit sitzen würden. Bei seinem Eintritt in die Stube fragte ihn der Wirt, der eben am Schenkel eines gebratenen Hähnchens herumbiß: „Was führt dich her?"

Bertram trat vor. „Mein Herr schickt mich. Er läßt Eurer Frau hier den Mörser zurückgeben, den sie ihm geliehen. Dafür soll ich die Goldkette zurückbringen, die mein Meister als Pfand dafür dagelassen."

„Was ist's mit der Geschichte?" Der Wirt blickte fragend auf seine Frau.

„Ich weiß von keiner Kette. Sag' das deinem Herrn." Frau Ruth sagte es ziemlich böse.

Ihr Mann nickte Zustimmung. „Das dürfte an dem sein. Eine güldene Kette für einen wirtlosen Mörser — das wär' ein wunderlich Pfand!"

Doch Bertram ließ sich nicht abweisen. „Mitnichten. Eure Frau hat die Kette. Bedarf es eines Beweises, so ist es dies: mein Herr hat mit eigenen Augen gesehen, wie Eure Frau die Kette in der untersten Lade ihrer Kleiderkommode versteckte."

Dies hören und aufspringen war für den Wirt vom „Goldenen Eck" ein Handeln. Mit Gepolter stürmte er die Treppe zum ehelichen Schlafgemach empor und fand schnell die Kette am angegebenen Platz. Wütend kehrte er in die Stube zurück und gab dem Diener den Fund. Der eilte wohlgemut damit zu seinem Herrn. — — —

Es ist sehr lange her, daß sich diese ergötzliche Geschichte zutrug. Den Weinschank zum „Goldenen Eck" gibt es heute noch, aber unter einem anderen Aushängeschild. In der Ecke, am Stammtisch, steht auf einem Regal ein kupferner Mörser. Es soll der gleiche sein, mit dem damals die schöne Wirtin ihren Ehemann um den häuslichen Frieden gebracht hatte. Der Mörser bleibt nicht unbenützt. Immer, wenn ein neugebackener Ehemann in die Stammtischrunde aufgenommen wird, füllt ihn der Wirt bis zum Rand mit funkelndem Rheinwein und erzählt dabei die Geschichte der schönen Ruth. Dann kreist das Gefäß in der Runde — dem Neuvermählten zur Mahnung: Gib acht, daß d e i n e Frau sich auf keine Tauschgeschäfte einläßt! Frauen lieben auch heute noch güldene War'.



Bunte Chronik



10 000 Jungfrauen sorgen vor!

10 000 Jungfrauen, aber wahrlich nicht törichte, sondern recht kluge, haben die Straßen Londons an einem dieser Maitage in eindrucksvollem Aufzuge durchzogen. Sie warten zwar auf den Bräutigam, wofern sie nicht die Hoffnung darauf schon aufgeben mußten, aber sie forderten auch von der Englischen Regierung, daß, wenn er nicht käme, allen heiratsfähigen Jungfrauen Englands vom 55. Lebensjahr an eine Lebensrente bewilligt werde.

Dem Zuge voran schritten vier schöne Mädchen in Söckchen mit nackten Beinen — jedenfalls eine erfreuliche Werbung. Trompeteblasend durchzogen die Heiratskandidatinnen mit Altersversorgungsversicherung die Straßen Londons zum Hyde-Park, dem Lieblingsversammlungsort dieser Großstadt. Dort im Freien wurden dann eine Reihe von Reden gehalten, um der Regierung diesen begreiflichen Wunsch nach einer Lebensversicherung bei unverschuldeter Ledigkeit einleuchtend zu machen. Die streitbaren Jungfrauen sangen sogar ein Siegeslied bei ihrem Zug durch die Straßen, das beginnt: „Vorwärts, ihr Jungfrauen, vorwärts!"

Die Präsidentin dieser Vereinigung heiratsfähiger Frauen erklärte, daß ihre Organisation in England schon 150 000 eingetragene Mitglieder habe, die sich auf 68 Zentren verteilen.



Lustige Ecke



Der Mustergatte.



„Ach, liebster Viktor, gib mir schnell zehn Mark, ich muß nach der Schönheitsklinik!"

„Bitte schön, Liebling, hier hast du einhundert!"

Verantwortlicher Schriftleiter: M a r i a n H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.